

Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

---

wankte offenbar dem Grabe zu. Wir sahen dies und legten ihm nahe, sich rechtzeitig zu Gott zu wenden und sich taufen zu lassen. Batata war sonst gut gesinnt, von der Bekehrung zum Christentum jedoch wollte er lange nichts wissen. Namentlich zwei Punkte waren es, die ihn davon zurückschreckten. „Wenn ich mich taufen lasse,“ sagte er, „dann schleppt ihr nach meinem Hinscheiden den Leich sofort nach dem katholischen Gottesacker; ich aber will hier, in meiner isibaya, im Ochsenkraal, begraben sein. Da bin ich zuhause, bei euch aber läge ich in der Fremde. Ein zweiter Grund ist der: Meine Frau, die ich geliebt, ist ein itongo geworden; sie starb ohne Taufe, und ich möchte nach dem Tode auch ein itongo werden und wieder zu ihr kommen.“

aber denke ich anders und vergehe ich allen. Als echter Christ, ohne Haß und Feindschaft, will ich sterben.“

Seine Worte machten auf alle Anwesenden den denkbar tiefsten Eindruck. Selbst die verstocktesten Heiden begannen zu ahnen, was es Schönes und Großes um eine Religion sein müsse, die nichts weiß von Haß und Feindschaft und Rache. Es war wie ein Sonnenblick aus einer zweiten, besseren Welt.

Batata Mfize, oder Petrus, wie er bei der heiligen Taufe genannt wurde, ist heute nicht mehr. Schon wenige Tage nach Empfang der heiligen Taufe ging er still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Er starb als Christ und in der Taufschuld, somit haben wir allen Grund, zu hoffen, der Herr habe ihm nun statt des



Im Felde: Eine feine Offiziershütte.

Phot. Gebr. Hädel in Berlin.

Da war also vorläufig nichts zu wollen. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf und beteten mit unsern schwarzen Schulkindern fleißig um die Bekehrung dieses sonst ganz redlich gesinnten Mannes. Was wir nicht konnten, vermochte die Gnade Gottes; denn Gott lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche. Batata Mfize war plötzlich wie umgewandelt. Ganz aus freien Stücken sandte er eines Tages einen Boten hieher und ließ um die heilige Taufe bitten.

Kurz vor dem Tausakt, zu dem sich eine beträchtliche Anzahl Heiden eingefunden hatte, legte er folgendes schöne Bekenntnis ab: „Meine lieben Freunde, ich sehe, ich muß bald sterben; ich will aber nicht als Heide von hinnen scheiden, sondern als Christ. Viele Jahre habe ich unter euch als Heide gelebt und manches getan, was nicht recht war. Besonders schwer habe ich dadurch gefehlt, daß ich so heftig gegen jene murrte, von denen ich glaubte, daß sie meine Frau vergiftet hätten. Damals sah ich das Unrecht meines Zornens nicht ein, jetzt

heidnischen Kopfringes, den er hienieden getragen, die Krone des ewigen Lebens gegeben. R. I. P.“

### Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus. — Samstag vorige Woche kam eine Frau zu mir mit der Bitte, den kranken Knaben ihrer Tochter zu taufen. Die Frau, die mich holte, ist im Katechumenat und zeigt großen Eifer, ihre Tochter dagegen und deren Mann sind noch heidnisch. Ihr eigener Mann ist blind und schon getauft.

Der Weg dorthin war nicht allzuweit, doch liegt der betreffende Kraal in einer Kaffernansiedlung, deren Häuptling, Bumbulwana mit Namen, uns gar nicht freundlich gesinnt ist und der es daher nicht gerne sieht, wenn seine Leute zur katholischen Missionsstation gehen.



Trotzdem kommen furchtlos viele Schwarze hieher, was ihnen der liebe Gott sicherlich um so höher anrechnen wird.

Ich fand den kranken Knaben, in schmutzige Lappen eingewickelt, auf einer Strohmatte liegend. Seine Hände fühlten sich ganz kalt an; er hatte nur noch wenig Lebenswärme und war offenbar schon der Auflösung nahe. Da gab's kein langes Zögern; ich begann sogleich mit den Taufzeremonien, wobei ich allerdings beständig auf den Knien herumrutschen mußte. Es waren noch ein paar andere Frauen mit ihren Kindern da, die alle mit Staunen Zeugen der heiligen Handlung waren. Der Kleine — ich hatte ihn bei der heiligen Taufe ja-



Unser Bruder Amedeus als Landwehrmann.

lob Wilhelm genannt — starb noch am gleichen Tage, und am nächsten Morgen brachte man die Leiche nach Emaus.

Zu gleicher Zeit kamen zwei berittene Boten mit der Meldung, ein heidnischer Mann sei von einem Ochsen auf die Hörner genommen und übel zugerichtet worden, ich möchte kommen und ihm eine große Wunde am Bein zunähen. Meine Antwort war, sie möchten sich etwas gedulden. Es sei heute Sonntag und ich hätte vor allem den Gottesdienst zu halten, auch liege ein totes Kind da, das beerdigt sein wolle; Mittags nach Tisch wolle ich mit ihnen gehen. Sie waren's zufrieden, hatten Gelegenheit, einmal einem katholischen Gottesdienst beizuwohnen, und bekamen, was sie besonders hoch einschätzten, von unseren Schwestern ein kräftiges Essen.

Gegen ein Uhr ritten wir zusammen fort. Es war ein weiter, elender Weg, quer über allerlei Berge und Schluchten hinüber, und es wurde mir schon bange, ob ich vor Einbruch der Nacht glücklich zurückkommen würde. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Um besser sehen

zu können, ließ ich den Kranken aus der dunkeln, fensterlosen Hütte heraus ins Freie schaffen und auf den weichen Rasen legen. Er hatte eine große, klaffende Wunde, die fast um das ganze Bein herumlief. Ich hatte nur wenig Nähseide zur Hand und mußte daher sparsam damit umgehen. Es reichte gerade bis zum sechsten Stich. Der Patient, ein alter Heide, gab während der Operation keinen Laut von sich; seine Haut aber war hart wie die eines Kameles, so daß ich schwere Mühe hatte, mit der Nadel durchzukommen. Ich hatte auch Binden und etwas Linnenzeug mitgenommen, womit ich am Schluß das Bein kunstgerecht verband; denn in einem Kaffernkraal ist für derartige Fälle nichts zu haben, als höchstens der Lappen von einem zerrissenen Wollhemd, den man ohne Gefahr auf eine offene Wunde nicht legen kann. So muß sich der Missionär in allem zu helfen wissen und sogar den Chirurgen und Doktor spielen. Die Schwarzen wundern sich gar nicht darüber, im Gegenteil, sie nehmen das als etwas Selbstverständliches hin. Der Missionär ist ihnen buchstäblich der Mann für alles.

Nachdem ich so meines Amtes gewaltet hatte, machte ich mich ohne Begleitung auf den Heimweg. Vielen Dank gab's bei diesen Heiden nicht, doch mir genügte das Bewußtsein, einem armen Menschen in der Not geholfen zu haben. Abends um sechs Uhr war ich wieder daheim und hatte gerade noch Zeit, mein Brevier zu beten. Kurz vor Emaus war ich in einer Schlucht einem Automobil begegnet. Es war leer; denn die Straße war so schlecht, daß der Eigentümer, ein reicher Engländer, einfach nicht mehr weiter kam. Solch moderne Fahrzeuge passen schlecht in diese Gegend; da erweist mir mein altes Rößlein noch immer bessere Dienste.

Am darauffolgenden Donnerstag, einem heißen, schwülen Tag, kam ein Kaffernweib hieher und erklärte einfach: „Komm und taufe einen kranken Knaben, damit er nicht als Heide stirbt!“ — „Ist es weit?“ — „Nimm nur den Gaul; hin und zurück könnte es für dich schon zu weit sein.“

So sattelte ich also mein Rößlein, das sich auf solche Exkursionen stets zu freuen scheint, und ging mit. Wir kamen nur langsam voran, denn meine Begleiterin war zu Fuß. Nach etwa 2½ Stunden waren wir an Ort und Stelle. Die betreffende Kaffernhütte lag tief in einer einsamen Talschlucht. Die Leute dort sind der Mehrzahl nach Protestanten und zählen zu den verschiedensten Sekten; dennoch hatten sie in diesem Falle bei uns Katholiken Hilfe gesucht. Sie schenken uns größeres Vertrauen, sagten sie, denn wir machten die Sache am besten. Vor der Hütte war ein ganzer Haufen größerer Kinder, die alle an ihrer Kleidung nicht schwer trugen, und ein Rudel hungriger Hunde, an denen es in einem richtigen Kaffernkraal nie zu fehlen pflegt.

Der kranke Knabe mußte aus einer benachbarten Hütte geholt werden. Er konnte nur mühsam gehen, und die Mutter führte ihn etwas, damit er nicht falle. Es war ein sanfter, lieber Knabe. Beide Augen waren geschwollen; es schien mir, daß die Krankheitskeime hier einen Ausgang suchten. Lebensgefährlich krank schien er mir nicht zu sein; er setzte sich neben mich auf ein Schaf-Fell und wartete auf die heilige Taufe. Sein Vater, noch ein Heide, aber schon ordentlich gekleidet, saß nebenan auf einem Steine. Meine Frage, ob er mit der Taufe seines Kindes einverstanden sei und ob er ihn später im Falle der Genesung in die katholische



Missionsschule schicken wollte, beantwortete er mit einem kräftigen „Ja“. Auch der Name „Anton“, den ich dem Knaben geben wollte, war ihm recht, obschon die hiesigen Protestanten mit Vorliebe alttestamentliche Namen, wie Moses, Josua, Samuel usw. zu wählen pflegten. So kniete ich mich also neben dem Knaben nieder und taufte ihn auf den Namen „Anton“. Möge ihm der liebe Gott die Gesundheit schenken, sowie die Gnade, seinem großen himmlischen Patron möglichst ähnlich zu werden!

## Was Hänschen gelernt, treibt Hans immer gern.

Von Abt Franz Pfanner †.

In den Lebenserinnerungen, die Abt Franz, der Gründer Mariannhills, wenige Jahre vor seinem im Mai 1909 erfolgten Tode aufzeichnete, findet sich u. a. folgendes:

„Die Liebe zum „Hosenlupf“ hatte sich bei mir so tief eingegraben, daß ich sie bis zur Schwelle des Priester-tums mitnahm. So oft ich in die Vakanz kam, war es das erste, daß ich mit meinen Brüdern wieder „hosenlupfte“. Zunächst maßen wir uns an der Stubenwand und schnitten jedesmal einen Querschnitt in das bemalte Gefäß bis auf das nächste Jahr. Mein Zwillingsbruder war fast jedesmal um einen bis zwei Zoll größer als ich. Von der Längenmessung gingen wir über zur Kräftemessung. Nach der dritten Klasse bewältigte ich nicht mehr beide Brüder zugleich, aber je einen immer. Später hätte mein Zwillingsbruder nicht mehr mit mir angefangen, wenn ihn nicht die Knechte und Tagelöhner dazu gereizt hätten. Das letztemal, daß wir hosenlupften war, als ich nach dem dritten Kurs der Theologie nach Hause kam, ein halbes Jahr, bevor mein Bruder heiratete. Da wollte er wahrscheinlich den Knechten zeigen, daß er ein Mann geworden. Wir waren gerade auf dem Heutod am Heuabladen, als er mich angriff. Ich warf ihn 9 mal, sage und schreibe neunmal nacheinander ins Heu hinein, bis er endlich daran glauben mußte, daß er dem Studentlein nicht gewachsen sei. Das andere Jahr kam ich als Priester heim, und er kniete vor mir nieder, um den Primitiven Segen zu bekommen. —

Mit dem „Hosenlupfen“ war's nun gründlich aus; aber einmal mußte ich doch noch zu diesem Auskunfts-mittel greifen. Alle, welche Reisebücher in den Orient gelesen haben, wissen, wie die Fremden von den dortigen Packträgern usw. schikaniert und cujoniert werden. Auch an mir, dem damaligen Präsidenten der österreichischen Pilgerkarawane (1863), versuchten es einige dieser Burschen im Pharaonenlande. Wir waren soeben glücklich im Hafen von Alexandria angekommen. Die meisten unserer Leute waren schon aus der Gondel gestiegen, als sich zwei Kerle einfach auf unser Gepäck setzten, um uns zu brandschlagen. Gegen den abgeschlossenen Kontrakt verlangten sie für den Kopf statt eines österreichischen Zwanzigers einen Golddukaten. Für mich, als den Dolmetsch und Präsidenten, war es nicht bloß eine Geld-, sondern zugleich eine Ehrensache, den Kontrakt buchstäblich durchzuführen. Wir standen auf dem Steindamm, und unser Gepäck lag unten in der Barke. Ein paar Hundert Packträger aber standen auf dem Damm und jubelten ihren zwei Kameraden in der Barke zu, denn es hatten ja alle auf einen guten Trunk zu warten, wenn unsern Gondelführern der Streich gelang.

Da fuhr mir etwas ähnliches in die Glieder, wie bei dem Studentengefecht vor Feldkirch; ich fühlte auf einmal wieder Lust zu einem „Hosenlupf“ und zwar diesmal mit Sansculotten, denn keiner von ihnen hatte eine Hose an. In's Boot hinabspringen und mit jeder Hand einen dieser Kerle am Genick fassen, war das Werk eines Augenblicks. Bei einem Haar wäre dabei das Boot, das um 8 Fuß tiefer lag, als der Steindamm, umgekippt. „Wenn ihr . . . voi maledetti nicht sofort unser Gepäck auslastet, werfe ich euch beide ins Meer hinein!“ herrschte ich sie an; rief dann drei Tirolerbauern zu, das Gepäck zu holen, und erst als dies geschehen war, ließ ich die beiden Burschen wieder los. Oben auf dem



Erzherzog Joseph Ferdinand und sein jüngster Soldat.

Dieser, ein Tirolerbus, dessen Mutter nicht mehr lebt und dessen Vater im Felde steht, hatte sich an den Erzherzog mit der Bitte gewandt, ihn in sein Heer aufzunehmen. Der gütige Fürst erfüllte seinen Wunsch und ließ ihm infolge seiner Jugend einen leichten Posten an der Telegraphen-Abteilung des Oberkommandos anweisen. Dort versieht der Mutige jetzt als jüngster Kriegsfreiwilliger Oesterreichs den Dienst.

Steindamm aber, riß ich dem nächstbesten Packträger seinen Karren aus den Händen; wir warfen unsere Habseligkeiten darauf und fuhren damit vor das österreichische Konsulat. Der Konsul aber, ein sehr lebenswürdiger und dienstbereiter Herr, meinte, wir bedürften seines Schutzes nicht, da wir uns schon selbst zu helfen wüßten.

Bei diesem letzten „Hosenlupf“ hatte ich schon meine Aufnahme in's Trappistenkloster Mariannhill in der Tasche. Aber das ist sicher, hätte ich nicht schon als Hänschen gelernt, wie man zwei auf einmal packt und am Boden hält, so hätte ich es als Hans auch nicht fertig gebracht, und Oesterreichs Ehre wäre damals nicht so glänzend gerettet worden. —

Mit dem Hosenlupf geht Hand in Hand das Turnen. Von künstlichem Turnen und förmlichen Turnstunden wußte man in illo tempore noch wenig; jene aber, die eine Neigung dazu hatten, übten es, ohne auch